

STEVE BERRY  
Alpha et Omega

### *Buch*

Mit ihrem geheimen Wissen und ihrem sagenhaften Wohlstand kontrollierten die Tempelritter über lange Zeit und in ganz Europa Könige und Päpste ... Bis sie schließlich der Inquisition zum Opfer fielen und vom Antlitz der Erde gefegt wurden. Doch nun haben sich zwei Parteien auf die Suche nach dem verlorenen Tempelerschatz begeben – und jeweils erkannt, dass er nicht das enthält, was alle glauben wollten. Die wahre Natur dieses Schatzes könnte die Welt für immer verändern ...

Der amerikanische Ex-Geheimagent Cotton Malone will eigentlich nur noch einen langen und beschaulichen Ruhestand genießen. Doch dann wird er unerbittlich von seiner Vergangenheit eingeholt.

Es beginnt mit einem gewaltsamen Raubüberfall auf Cottons ehemalige CIA-Kollegin Stephanie Nelle, der offenbar mit ihrer aktuellen Mission in Verbindung steht. Mithilfe einiger Hinweise hofft Stephanie nämlich ein Rätsel zu knacken, das seit Jahrhunderten Forscher und Glücksritter gleichermaßen in Atem hält und den Weg zum sagenhaften Schatz der Tempelritter weisen könnte. Doch bei ihrer Suche hat Stephanie einen mächtigen Konkurrenten: Raymond de Roquefort, einen fanatischen Eiferer mit seiner wohl verborgenen Armee von tödlichen Attentätern. Cotton beschließt die Kräfte ein wenig auszugleichen und eilt Stephanie zu Hilfe. Doch je mehr er über die jahrhundertealte Verschwörung um die Tempelritter herausfindet, desto mehr erkennt Cotton, dass bei dieser Angelegenheit weit mehr als nur das Leben seiner alten Freundin auf dem Spiel steht ...

### *Autor*

Steve Berry arbeitet seit über zwanzig Jahren als Rechtsanwalt. Mit allen seinen bisher erschienenen Thrillern erstürmte er die Bestsellerlisten der New York Times. Steve Berry lebt mit Frau und Tochter im Camden County, Georgia.

### *Lieferbare Titel*

Die Romanow-Prophezeiung (36339), Urbi et Orbi (36405)

Steve Berry  
Alpha et Omega

Roman

Aus dem Englischen  
von Barbara Ostrop

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Templar Legacy«  
bei Ballantine Books, an imprint of The Random House  
Publishing Group, New York.



Mix  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier  
*München Super* liefert Mochenwangen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2008  
bei Blanvalet, einem Unternehmen der  
Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der Originalausgabe 2006 by Steve Berry  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008  
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München  
Umschlagfotos: SchattenLose-Fotografie/Sven Faltermann/Frankfurt  
Redaktion: Werner Bauer  
UH · Herstellung: HN  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-422-36781-8  
Printed in Germany

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Elizabeth  
Auf immer



*Jesus sprach: »Seht euch genau an, was euch sichtbar ist, dann wird das, was verborgen ist, offenbart werden. Denn es ist nichts verborgen, was nicht offenbart werden wird.«*

DAS EVANGELIUM DES THOMAS

*»Dieser Christusmythos hat uns gute Dienste geleistet.«*

PAPST LEO X.





## Prolog

*Paris, Frankreich  
Januar 1308*

Jacques de Molay hätte den Freitod gesucht, hätte er durch eine solche Todsünde nicht sein Seelenheil verwirkt. Er war der zweiundzwanzigste Großmeister der Armen Ritterschaft Christi vom Salomonischen Tempel, eines religiösen Ordens, der seit zweihundert Jahren im Auftrag Gottes wirkte. Doch seit drei Monaten war er zusammen mit fünftausend seiner Brüder Gefangener König Philipps IV. von Frankreich.

»Steh auf«, befahl Guillaume Imbert vom Eingang der Zelle her.

De Molay blieb auf seinem Bett liegen.

»Selbst im Angesicht des Todes bleibst du unverschämt.«

»Meine Arroganz ist das Einzige, was mir geblieben ist.«

Imbert war ein undurchschaubarer Mensch, dessen Pferdegesicht Molay immer so starr wie das einer Statue vorkam. Er war Großinquisitor Frankreichs und der persönliche Beichtvater Philipps IV., was hieß, dass er des Königs Ohr besaß. Molay hatte sich schon viele Male gefragt, was – abgesehen von den Schmerzen seiner Opfer – die Seele des Dominikaners erfreuen mochte. Was ihn ärgerte, wusste er dagegen genau: »Ich werde deinen Wünschen nicht nachkommen.«

»Aber das hast du doch längst zur Genüge getan.«

Das stimmte, und wieder einmal bereute de Molay seine Schwäche. In den Tagen nach der Verhaftungswelle am 13. Oktober waren sie von Imbert so brutal gefoltert worden, dass viele Brüder Verfehlungen eingestanden hatten. De Molay krümmte sich innerlich vor Scham bei der Erinnerung daran,

dass er selbst unter der Folter behauptet hatte, neue Tempelritter müssten bei der Aufnahme in den Orden Jesus Christus verleugnen und sein Kreuz verächtlich bespucken. De Molay war sogar derart zusammengebrochen, dass er seine Ordensbrüder in einem Brief dazu aufgefordert hatte, sich seinem Geständnis anzuschließen, was viele von diesen dann auch getan hatten.

Aber vor wenigen Tagen waren endlich Gesandte Seiner Heiligkeit Clemens V. in Paris eingetroffen. Es war ein offenes Geheimnis, dass Papst Clemens Philipps Marionette war. Deshalb hatte de Molay im vergangenen Sommer Goldflorinen und zwölf silberbeladene Packpferde mit nach Frankreich gebracht, mit denen er notfalls die Gunst des Königs erkaufen wollte. Doch er hatte Philipp unterschätzt. Der König wollte nicht nur abkassieren, sondern den gesamten Besitz des Ordens beschlagnahmen. Daher waren Tausende von Tempelrittern fälschlich der Häresie beschuldigt und an einem einzigen Tag in Haft genommen worden. De Molay hatte den Gesandten des Papstes von seiner Folterung berichtet und sein Geständnis dabei öffentlich widerrufen, obwohl er wusste, dass man ihn dafür erneut quälen würde. Daher antwortete er: »Vermutlich macht Philipp sich im Moment Sorgen, dass sein Papst doch noch Rückgrat beweisen könnte.«

»Es ist nicht besonders klug, denjenigen zu beleidigen, dessen Gefangener man ist«, bemerkte Imbert.

»Und was wäre klug?«

»Zu tun, was wir von dir verlangen.«

»Und wie soll ich mich dann vor meinem Gott verantworten?«

»Dein Gott wartet schon auf dich und die anderen Tempelritter, und dann habt ihr alle Zeit der Welt, euch vor ihm zu verantworten.« Imbert sprach mit seiner typisch metallischen Stimme, die keinerlei Emotionen zeigte.

Doch de Molay wollte nicht länger debattieren. In den letz-

ten drei Monaten war er unzählige Male verhört worden. Man hatte ihn mit Schlafentzug gequält, ihn in Eisen geschlagen, seine mit Fett bestrichenen Füße ans Feuer gehalten und ihn auf die Streckbank gebunden. Man hatte ihn sogar gezwungen zuzusehen, wie betrunkene Kerkermeister andere Tempelritter folterten, die dem Orden zum größten Teil als Bauern, Handwerker, Seeleute oder Kaplane gedient hatten. Er schämte sich der Geständnisse, die er sich bereits hatte abpressen lassen, und er wollte nichts mehr aussagen. So blieb er auf seinem stinkenden Bett liegen und hoffte, dass sein Peiniger wieder gehen würde.

Imbert machte eine Geste, woraufhin zwei Wächter sich durch die Tür drängten und de Molay auf die Beine rissen.

»Schafft ihn rüber«, befahl Imbert.

De Molay war im Oktober in der Pariser Templerburg festgenommen worden und wurde seitdem dort festgehalten. Der hohe Wohnturm mit den vier Ecktürmen war eines der Zentren des Templerordens; er diente als Rechnungshof und besaß keine Folterkammer. Doch Imbert hatte improvisiert und die Kapelle in einen Ort unvorstellbarer Qualen verwandelt – und diesen Ort hatte de Molay in den vergangenen drei Monaten oft genug aufgesucht.

De Molay wurde in die Kapelle geschleppt und in der Mitte des Raums auf die schwarz-weiß karierten Fliesen gestellt. Unter dieser sternbesetzten Kuppel war so mancher Bruder in den Orden aufgenommen worden.

»Wie man mir sagte«, begann Imbert, »ist dies hier der Raum, in dem eure geheimsten Rituale zelebriert wurden.« Der Franzose im schwarzen Talar trat zu einer mit Schnitzereien verzierten Truhe an der Seitenwand des kleinen Kirchenschiffs, die Molay nur allzu gut kannte. »Ich habe mir den Inhalt dieser Truhe genauer angeschaut. Sie enthält einen menschlichen Totenschädel, zwei Oberschenkelknochen und ein weißes Leichentuch. Sehr sonderbar, nicht wahr?«

De Molay hatte nicht vor, etwas zu erwidern. Er dachte vielmehr an die Worte, die jeder Anwärter bei der Aufnahme in den Orden aussprechen musste: *Ich werde alles erdulden, was Gott mir auferlegt.*

»Viele deiner Brüder haben uns berichtet, wie diese Gegenstände verwendet wurden.« Imbert schüttelte den Kopf. »Wie verkommen dein Orden doch ist.«

Das war zu viel. De Molay erwiderte störrisch: »Wir rechtfertigen uns nur vor unserem Papst, als Diener des Dieners Gottes. Er allein urteilt über uns.«

»Der Papst ist von meinem Herrn und König abhängig. Er wird euch nicht retten.«

Das stimmte. Die Gesandten des Papstes hatten zwar zugesagt, de Molays Widerruf seines Geständnisses an ihren Herrn zu überbringen, gleichzeitig aber deutlich gemacht, dass dies am Schicksal des Templerordens wahrscheinlich nichts ändern würde.

»Zieht ihn aus«, befahl Imbert.

Der Kittel, den de Molay seit dem Tag seiner Verhaftung trug, wurde ihm vom Leib gerissen. Eigentlich war es nicht schade darum, denn der völlig verdreckte Stoff stank nach Urin und Exkrementen. Allerdings verbot die Ordensregel den Templern, ihren Körper nackt zu zeigen. De Molay wusste, dass die Inquisitoren genau deswegen ihre Opfer am liebsten nackt und ihrer Würde beraubt vor sich sahen, doch er nahm sich vor, sich durch Imberts Tun nicht einschüchtern zu lassen. Trotz seiner sechsfünfzig Jahre war de Molay noch immer von beeindruckender Statur. Wie alle Tempelritter hatte er viel Wert auf körperliche Ertüchtigung gelegt. So blieb er hoch aufgerichtet und betont würdevoll stehen und fragte ruhig: »Warum demütigst du mich?«

»Was meinst du damit?« Imberts Stimme klang erstaunt.

»Dieser Raum hier war ein Ort der Anbetung, und doch lässt du mich entkleiden und starrst auf meine Blöße, obgleich

du weißt, wie sehr mein Orden solche Zurschaustellung tadelt.«

Imbert klappte die Truhe auf und holte ein langes, in Körperbindung gewebtes Tuch heraus. »Zehn Anklagepunkte wurden gegen deinen großartigen Orden vorgebracht.«

De Molay kannte jeden einzelnen davon. Die Anklage reichte von der Missachtung der Sakramente über den Götzendienst bis hin zur gewerblichen Ausnutzung der Unmoral und der Duldung homosexueller Praktiken.

»Der Punkt, der mir die größte Sorge bereitet«, fuhr Imbert fort, »ist die Forderung an eure Ordensbrüder, Jesus, unseren Herrn, zu verleugnen und das Kreuz zu bespeien und mit Füßen zu treten. Einer deiner Brüder hat mir sogar berichtet, dass einige von euch auf das Bildnis unseres gekreuzigten Herrn uriniert hätten. Entspricht das der Wahrheit?«

»Frag ihn doch selbst.«

»Unglückseligerweise war er den Qualen nicht gewachsen.«

De Molay schwieg.

»Meinem König und Seiner Heiligkeit bereitet dieser eine Vorwurf mehr Sorgen als alles andere. Als Mann der Kirche verstehst du doch gewiss, welchen Unwillen diese Verleugnung Christi unseres Retters auslösen muss?«

»Ich möchte nur mit meinem Papst sprechen.«

Imbert winkte, und die beiden Wächter rissen ohne jede Rücksicht auf die überdehnte Muskulatur de Molays Arme auseinander. Imbert zog eine vielschwänzige Peitsche unter seinem Talar hervor. De Molay hörte sie rascheln und sah, dass an jedem Ende ein kleines Knochenstück befestigt war.

Imbert ließ die Peitsche auf de Molays nackten Rücken klatschen. Der Schmerz durchfuhr ihn, ebte wieder ab, und ließ eine schneidende Pein zurück. Gleich darauf kam der nächste Schlag, dann noch einer. De Molay, der Imbert die Befriedigung nicht gönnte, wollte keinen Laut von sich geben, doch er schrie qualvoll auf, als der Schmerz unerträglich wurde.

»Hüte dich, die Inquisition zu verspotten«, schnarrte Imbert.

De Molay riss sich zusammen, denn er schämte sich seines Schreis. Er sah in die kalten Augen des Inquisitors und wartete auf das, was kommen würde.

Imbert starrte zurück. »Ihr verleugnet unseren Heiland und behauptet, er sei nur ein Mensch und nicht der Sohn Gottes gewesen? Ihr schändet das heilige Kreuz? Nun gut. Dann wirst du jetzt sehen, was es bedeutet, das Kreuz zu *erdulden*.«

Wieder krachte die Peitsche nieder, auf Rücken, Hinterbacken und Beine. Die Knochenstücke an den Peitschenenden rissen die Haut auf, und Blut spritzte hervor.

Die Welt verschwamm vor seinen Augen.

Endlich hörte Imbert auf, ihn zu schlagen. »Krönt den Großmeister!«, schrie er.

De Molay hob den Kopf und versuchte, etwas zu erkennen. Er erblickte ein Ding, das wie ein schwarzer Eisenkranz aussah. An den Rändern des Kranzes waren Nägel befestigt, deren Spitzen nach innen zeigten.

Imbert kam näher. »Sieh, was unser Heiland erduldet. Unser Herr Jesus Christus, den du zusammen mit deinen Ordensbrüdern verleugnet hast.«

Die Krone wurde de Molay auf den Kopf gesetzt und kräftig nach unten gedrückt. Die Nägel drangen in seine Kopfhaut ein, und Blut sickerte aus den Wunden und durchtränkte sein fettiges Haar.

Imbert warf die Peitsche zur Seite. »Schafft ihn dort hinüber.«

De Molay wurde durch die Kapelle zu einer hohen Holztür geschleift, hinter der einmal seine Privatgemächer gelegen hatten. Man stellte einen Hocker für ihn hin und setzte ihn darauf. Einer der Wächter stützte ihn, während ein weiterer sich für den Fall bereithielt, dass er Widerstand leisten sollte, doch dafür war er zu schwach.

Imbert reichte einem anderen Wächter drei Nägel.  
»Den rechten Arm zuoberst«, befahl Imbert. »Wie wir es besprochen haben.«

Der Arm wurde über de Molays Kopf ausgestreckt. Der Wächter trat heran, und der Großmeister bemerkte den Hammer.

In diesem Moment begriff er, was sie vorhatten.

Guter Gott.

Er spürte, wie jemand sein Handgelenk packte und ihm dabei einen Fingernagel in die schweißnasse Haut bohrte, er sah, wie der Hammer ausholte, hörte, wie Metall auf Metall schlug.

Da durchbohrte der Nagel seine Hand, und er schrie.

»Habt ihr auf die Adern geachtet?«, fragte Imbert den Wächter.

»Ja, wir haben aufgepasst.«

»Gut. Er soll ja nicht verbluten.«

Als junger Ordensritter hatte de Molay im Heiligen Land gekämpft, als dort das letzte Bollwerk Akkon fiel. Von daher kannte er das Gefühl, wenn eine Schwertklinge tief ins Fleisch eindrang. Aber ein Nagel, der durch die Hand getrieben wurde, war um ein Vielfaches schlimmer.

Sein zweiter Arm wurde ausgestreckt und dann auch durch das linke Handgelenk ein Nagel getrieben. Um nicht zu schreien, biss de Molay sich auf die Zunge, und vor Schmerz gruben seine Zähne sich tief in sein Fleisch. Blut schoss ihm in den Mund, und er schluckte.

Imbert trat den Hocker weg.

Einer der Wächter packte seinen rechten Fuß und betrachtete ihn aufmerksam. Anscheinend hatte Imbert klare Anweisungen gegeben, an welcher Stelle der Nagel den Fuß durchbohren sollte, um möglichst wenige Adern zu treffen. Der linke Fuß wurde unter den Rechten gelegt und beide Füße mit einem einzigen Nagel an die Tür geschlagen.

De Molay hatte keine Kraft mehr zum Schreien.

Imbert begutachtete die Arbeit. »Es blutet nur wenig. Gut gemacht.« Er trat zurück. »Wie unser Herr und Heiland litt, so wirst auch du leiden. Mit einem einzigen Unterschied.«

Jetzt begriff de Molay, warum Imbert die Tür gewählt hatte. Sein Peiniger ließ die dicken Holzbohlen langsam aufschwingen und schlug sie dann krachend zu.

De Molay wurde erst in die eine Richtung geschleudert, dann in die andere und baumelte so mit ausgekugelten Schultern an den Nägeln. Bis dahin war es für ihn unvorstellbar gewesen, dass es solche Schmerzen gab.

»Es ist wie bei der Streckbank«, meinte Imbert leichthin, »wo man den Schmerz langsam steigert. Auch hier kann der Schmerz noch beeinflusst werden. Ich kann dich einfach so hängen lassen. Ich kann dich hin- und herschwingen. Oder ich kann die Tür wie gerade eben zuschlagen und dir damit die allerschlimmsten Schmerzen bereiten.«

Er verlor immer wieder für Sekunden das Bewusstsein und konnte kaum atmen. All seine Muskeln waren verkrampft. Sein Herz hämmerte wie wild. Der Schweiß troff ihm aus allen Poren, und sein ganzer Körper schien vor Fieber zu glühen.

»Verhöhnt du die Inquisition jetzt immer noch?«, fragte Imbert.

Der Großmeister hätte seinem Peiniger gerne ins Gesicht geschleudert, wie sehr er die Kirche für das hasste, was sie da tat. Ein schwacher Papst, der von einem bankrotten französischen Monarchen kontrolliert wurde, hatte es irgendwie geschafft, die größte religiöse Organisation, die die Menschheit je gekannt hatte, zu Fall zu bringen. Fünfzehntausend Ordensritter in ganz Europa. Neuntausend Ordensgüter. Einen Orden von Rittermönchen, die einmal das Heilige Land beherrscht hatten und auf eine Geschichte von zweihundert Jahren zurückblickten. Die Arme Ritterschaft Christi vom Salomonischen Tempel war der Inbegriff des Guten. Doch der



Erfolg hatte die Neider geweckt, und als Großmeister hätte er mit den politischen Unruhen, die sich ringsum zusammenbrauten, anders umgehen müssen. Er hätte flexibler sein sollen, weniger eigensinnig und weniger direkt in seinem Widerstand. Gott sei Dank hatte er mit Problemen gerechnet und zumindest eine Vorsichtsmaßnahme getroffen. Und deswegen würde Philipp IV. niemals eine Unze vom Gold und Silber der Templer zu Gesicht bekommen.

Und auch niemals ihren allergrößten Schatz.

De Molay sammelte all seine Kraft und hob den Kopf. Imbert war offensichtlich der Meinung, nun werde er mit der Sprache herausrücken, und kam näher.

»Gott verdamme dich«, flüsterte de Molay. »Dich und alle Helfershelfer deiner teuflischen Pläne.«

Sein Kopf fiel auf die Brust zurück. Er hörte Imbert schreien, dass man die Tür schwingen solle, doch der Schmerz war so überwältigend und überflutete sein Gehirn von so vielen Seiten, dass er kaum noch etwas spürte.

Man nahm ihn herunter. Er wusste nicht, wie lange er so dagehangen hatte, doch er nahm die Erleichterung kaum mehr wahr, weil sein Körper längst taub geworden war. Er wurde ein Stück weit getragen und bemerkte schließlich, dass er wieder in seiner Zelle war. Die Wächter legten ihn auf die Matratze, und während sein Körper in die weiche Kuhle sank, erfüllte ein vertrauter Gestank seine Nase. So etwas wie ein Kissen wurde ihm unter den Kopf geschoben und seine Arme an den Seiten abgelegt.

»Wie ich hörte«, sagte Imbert leise, »wurden die Schultern der Kandidaten bei der Aufnahmezeremonie in ein linnen Leichentuch gehüllt. Das sollte den Tod vor der Auferstehung zu einem neuen Leben als Templer symbolisieren. Nun wird diese Ehre auch dir zuteil. Ich habe das Leichentuch aus eurer Kapellentruhe unter dir ausbreiten lassen.« Imbert streckte die

Hand aus und klappte das in Fischgrätbindung gewebte, lange Tuch über de Molays Füßen nach oben um, bis es den schweißnassen Körper des Gefolterten der Länge nach bedeckte. Auch seine Augen verschwanden unter der Stoffbahn. »Man hat mir erzählt, dass euer Orden dieses Tuch schon im Heiligen Land verwendet und von dort hierhergebracht hat, um die Pariser Novizen bei der Aufnahme darin einzuhüllen. Nun bist du neu geboren«, spottete Imbert. »Bleib einfach da liegen und denke über deine Sünden nach. Ich komme wieder.«

De Molay war zu schwach, um ihm zu antworten. Er nahm an, dass Imbert den Befehl erhalten hatte, ihn nicht zu töten, aber ihm war gleichzeitig klar, dass niemand versuchen würde, ihn zu retten. So lag er einfach reglos da. Allmählich wich die Taubheit einem durchdringenden Schmerz. Sein Herz raste immer noch, und er verströmte beängstigende Mengen von Schweiß. Er versuchte, sich zu beruhigen und an etwas Angenehmes zu denken. Ein Gedanke, der ihn immer wieder aufrichtete, war das Bewusstsein, etwas zu wissen, das seine Peiniger mehr als alles andere interessierte. Er war der einzige lebende Mensch, der Bescheid wusste. So war die Sitte des Ordens. Ein Großmeister gab das Wissen auf eine Weise an den nächsten Großmeister weiter, die nur der Nachfolger kannte. Doch nach seiner plötzlichen Verhaftung und der Säuberungswelle, die über den Orden hereingebrochen war, würde er die Übergabe dieses Mal auf andere Weise vollziehen müssen. Er würde weder Philipp noch der Kirche den Sieg überlassen. Erst wenn er es wollte, würden sie erfahren, was er wusste. Wie hieß es noch in jenem Psalm? *Du Ränkeschmied, du planst Verderben; deine Zunge gleicht einem scharfen Messer.*

Doch dann kam ihm eine andere Bibelstelle in den Sinn, die seiner gequälten Seele eine gewisse Erleichterung verschaffte. *Lass ab von mir, auf dass ich sie vertilge.*

# ERSTER TEIL



# 1

*Kopenhagen, Dänemark  
Donnerstag, 22. Juni, Gegenwart  
14.50 Uhr*

Cotton Malone entdeckte das Messer im selben Moment, in dem er Stephanie Nelle sah. Er saß gerade gemütlich am Rande des Højbro Plads auf einem weißen, schmiedeeisernen Stuhl an einem Tischchen vor dem Café Nikolaj. Es war ein schöner, sonniger Nachmittag, und der beliebte Platz im Zentrum Kopenhagens wimmelte von Passanten. Im Café herrschte das übliche geschäftige Treiben, und er wartete seit einer halben Stunde auf Stephanie.

Sie war eine zierliche Frau in den Sechzigern, die allerdings ihr Alter nie nannte, und auch in ihrer Personalakte der Justizbehörde stand dort, wo das Geburtsdatum vorgesehen war, nur »Keine Angabe«. Ihr dunkles Haar war von silbernen Strähnen durchzogen, und ihre braunen Augen zeigten sowohl den mitfühlenden Blick einer großzügigen Frau als auch die feurige Energie der Staatsanwältin. Zwei amerikanische Präsidenten hatten versucht, sie zur Justizministerin zu machen, doch sie hatte beide Male abgelehnt. Und ein Justizminister hatte alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sie aus dem Amt zu katapultieren, nachdem sie als FBI-Ermittlerin gegen ihn bestellt worden war, doch das Weiße Haus hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht, weil Stephanie Nelles Ruf tadellos war.

Der Mann mit dem Messer war im Gegensatz zu ihr klein und untersetzt, mit markanten Gesichtszügen und einem Bürstenschnitt. Etwas Gehetztes lag in seinen slawischen Zügen –

eine Verzweiflung, die Malone noch stärker beunruhigte als die blitzende Klinge. Der Mann war lässig mit Jeans und einer blutroten Jacke gekleidet.

Malone stand auf, hielt den Blick aber weiter auf Stephanie gerichtet.

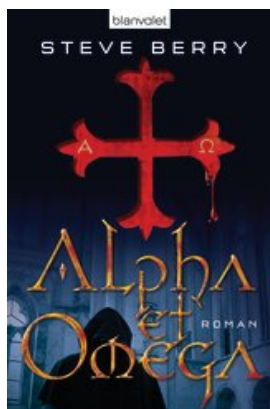
Er dachte daran zu schreien, um sie zu warnen, doch es war zu laut ringsum, und er war zu weit weg von ihr. Einen Moment lang verschwand sie hinter einer der modernistischen Skulpturen, die überall auf dem Højbro Plads zu sehen waren. Es war das Standbild einer obszön fetten Frau, die nackt auf dem Bauch lag und ihre Pobacken, die wie vom Wind abgeschliffene Bergkuppen wirkten, aufdringlich in die Luft streckte. Als Stephanie auf der anderen Seite der Bronzeskulptur auftauchte, war der Mann mit dem Messer schon dicht bei ihr, und Malone beobachtete, wie er den Schulterriemen von Stephanies Handtasche über der linken Schulter durchtrennte, die zierliche Frau zu Boden stieß und die Handtasche an sich riss.

Eine Frau schrie beim Anblick des mit dem Messer bewaffneten Taschendiebs, und viele Passanten blieben stehen.

Rotjacke lief mit Stephanies Handtasche davon und stieß die Leute zur Seite. Einige wehrten sich und schubsten den Dieb, der links um eine weitere Bronzeskulptur bog und dann richtig losrannte. Anscheinend lief er auf die Købmagergade zu, eine Straße, die zur Fußgängerzone gehörte und sich vom Højbro Plads Richtung Norden weiter ins Stadtzentrum schlängelte.

Malone sprang vom Tisch auf, fest entschlossen, dem Dieb den Weg abzuschneiden, doch bevor er die Straße erreichte, versperrte eine Gruppe von Radfahrern ihm den Weg. Er wich ihnen aus und rannte um einen Brunnen, bevor er sich auf den Dieb stürzen konnte.

Sie knallten auf das harte Pflaster. Rotjacke bekam mehr von der Wucht des Sturzes ab, doch Malone spürte sofort,



Steve Berry

## **Alpha et Omega**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Broschur, 608 Seiten, 13,5 x 20,6 cm  
ISBN: 978-3-442-36781-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Dezember 2007

Ein Mann im Kampf gegen eine uralte Verschwörung!

Steve Berrys Markenzeichen: Nonstop-Action, Hochspannung und atemberaubende Geheimnisse.

Eigentlich wollte der amerikanische Geheimagent Cotton Malone einen langen und beschaulichen Ruhestand genießen – in seinem kleinen, aber renommierten Buchantiquariat im dänischen Kopenhagen. Doch er hätte es besser wissen müssen: Denn als eine ehemalige CIA-Kollegin Opfer eines mysteriösen Raubüberfalls wird, findet Cotton sich einmal mehr in einer lebensgefährlichen Situation wieder, die er nur mithilfe seiner ganz besonderen Fähigkeiten überleben kann. Und Cotton weiß, dass er sich nicht den leisesten Fehler erlauben darf, denn seine Gegner sind die Mitglieder einer uralten Bruderschaft – mächtig, skrupellos und bereit, für ihre dunklen Ziele über Leichen zu gehen ...